

Zur Performativität des Narrativen: Vorüberlegungen zu einer performativen Narratologie

Alexandra Strohmaier, Graz

Der vorliegende Beitrag präsentiert erste Überlegungen zu einer performativen Narratologie, wobei Austins Konzept des Performativs und dessen Profilierungen, wie sie in der zeitgenössischen sprachphilosophischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung erfolgen, als Bezugspunkt für eine Neuausrichtung narratologischer Ansätze vorgeschlagen werden sollen. Im Unterschied zu pragmalinguistisch ausgerichteten Ansätzen der Narratologie, deren Prämissen sich im weitesten Sinn auf die von Austin – anhand seiner Trichotomie lokutionär/illokutionär/perlokutionär – begründete Sprechakttheorie und ihre vermeintliche Weiterentwicklung in der Sprachphilosophie Searle'scher und Grice'scher Prägung zurückführen lassen, soll im vorliegenden Beitrag also Austins initiale Performativ/konstativ-Distinktion als Grundlage für eine performativitätstheoretische Perspektivierung der Narratologie stark gemacht werden. Damit schließt der hier propagierte Zugang an jene sprachphilosophischen Ansätze (primär post-strukturalistischer Provenienz) an, die eine Rückwendung zu Austins ursprünglicher, später aber von ihm verworfener Unterscheidung vollziehen und dabei – wie etwa die Ansätze Jacques Derridas, Shoshana Felmans, Judith Butlers oder Sybille Krämers – Aspekte des Performativen herausstellen, die in der sprachanalytisch und universalpragmatisch orientierten Rezeption Austins weitgehend unbeachtet blieben, sich aber – so eine Hypothese des vorliegenden Beitrages – gerade für eine Theorie des literarischen Erzählens als produktiv erweisen könnten.

Der erste Abschnitt des vorliegenden Beitrages ist einem kursorischen Überblick über pragmalinguistische Grundlagen narratologischer Ansätze gewidmet. Während erste Versuche einer pragmalinguistischen Fundierung narratologischer Theorien bereits im Zuge des in den 1960er

Jahren einsetzenden *pragmatic turn* beobachtbar sind, kam es in den letzten beiden Dekaden zur Ausbildung erzähltheoretischer Ansätze, die in der gegenwärtigen narratologischen Forschung dezidiert als Manifestationen einer „pragmatischen Narratologie“ firmieren. In einer kritischen Auseinandersetzung mit den diesen Ansätzen inhärenten sprachphilosophischen und kommunikationstheoretischen Prämissen wird dabei insbesondere das für die anglo-amerikanische und deutsche Erzähltheorie charakteristische Modell der narrativen Kommunikation kritisch reflektiert. Im zweiten Abschnitt wird eine Modifikation des klassischen narratologischen Kommunikationsmodells unter Rekurs auf Austins Theorem des Performativs vorgeschlagen, wie sie u.a. durch das narrative Verfahren der Metalepse (als Inszenierung von Narration als Performanz) nahe gelegt wird. Die folgenden Ausführungen suchen generell die Richtung anzudeuten, die eine Revision des klassischen Kommunikationsmodells unter performativitätstheoretischer Perspektive nehmen könnte, sie verstehen sich als Präliminarien zu einer performativen Narratologie.

Pragmalinguistisch fundierte Ansätze der Narratologie und ihre Prämissen

Die pragmatische Narratologie, die, wie Sven Strasen (2002, 185) in einem gleichnamigen Überblicksartikel darstellt, einen postklassischen Ansatz der Erzähltheorie präsentiert, geht aus den sprachphilosophischen Traditionen hervor, welche sich auch für die moderne (Literatur-)Pragmatik im Allgemeinen als grundlegend erweisen: John R. Searles Sprechakttheorie sowie die von H. Paul Grice etablierte Theorie intentionaler Bedeutung und rationaler Kommunikation. Bereits Mary Louise Pratts 1977 erschienene Studie *Toward a speech act theory of literary discourse*, die in ihrem Fokus auf Erzählliteratur als Wegbereiter der pragmatischen Narratologie gelten kann, kombiniert die von Searle installierte Konzeption von Kommunikation als regelgeleitetes Handeln mit dem von Grice formulierten Kooperationsprinzip und den von ihm aufgestellten Konversationsmaximen der Quantität, der Qualität, der Relevanz und Modalität sowie seiner Implikaturenthorie. Das aus der Systematisierung der Grice'schen Thesen auf kognitiver Grundlage hervorgegangene Relevanzprinzip von Sperber und Wilson bildet, so Strasen (2002, 187f.) in Anschluss an Meyer et al.

(2002, 140), gegenwärtig das dominante Paradigma der Literaturpragmatik und der pragmatischen Narratologie. Zu den entschiedensten Proponenten eines relevanztheoretischen Ansatzes in der Literaturpragmatik zählt etwa Adrian Pilkington, der in seiner Studie *Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective* (2000) die Applikation der Relevanztheorie auf genuin ästhetische Phänomene vornimmt. In der narratologischen Theoriebildung kann Michael Kearns *Rhetorical Narratology* (1999), einer der elaboriertesten Ansätze der pragmatischen Narratologie, als Ergebnis eines relevanztheoretischen Zugangs zu Fragen der literarischen Kommunikation herausgestellt werden. Ohne auf diese Ansätze näher einzugehen, sollen im Folgenden die Prämissen der sie fundierenden sprachphilosophischen und kommunikationstheoretischen Modelle knapp umrissen werden.

Die von Sperber und Wilson aufgestellte Relevanztheorie gründet in der Annahme einer universalen Struktur menschlicher Informationsverarbeitung, die darauf hin ausgerichtet sei, möglichst starke kognitive Effekte bei möglichst geringem Prozessaufwand (Sperber et al. 1986, vii) zu erzielen. Der Grad der Relevanz einer Information wird definiert als das Verhältnis von kognitivem Effekt und Prozessaufwand (Sperber et al. 1986, 123f.). Die Effizienz der Kommunikation hängt von der erfolgreichen Identifikation der Senderintention durch den Empfänger ab, was durch das Relevanzprinzip gewährleistet wird. Dieses wird von Sperber und Wilson (1986, 158) als allgemeingültiges Prinzip bestimmt und folgendermaßen expliziert: „Every act of ostensive communication communicates the presumption of its own optimal relevance.“ Die Relevanzgarantie eines (ostensiven) Stimulus initiiert und strukturiert die Rezeption – indem sie dem Empfänger kommuniziert, dass der zu verarbeitende Stimulus hohen kognitiven Gewinn in Relation zu dem zu investierenden Prozessaufwand verspricht, wird der Verarbeitungsprozess aufgenommen und (idealerweise) bis zu der erfolgreichen Ermittlung der informativen Absicht des Senders mittels systematischer Erschließung logischer Implikaturen aufrechterhalten. Sperber und Wilson schließen damit an Grices Konzeption von Kommunikation als zweckrationales Handeln an, das auf dem Prinzip der Kooperation und der damit verbundenen – von Sender und Empfänger wechselseitig unterstellten – Einhaltung der Konversationsmaximen beruht. Diese dienen auch als Grundlage für die (teleologische) Rekonstruktion der vom Sender intendierten Bedeutung. Die Erschließung des Sinns folgt da-

bei der konversationellen Logik der Implikatur, die nicht nur den Rezeptions-, sondern auch den Produktionsvorgang bestimmt, insofern sie vom Sender in der Kalkulation der Empfängerreaktionen bewusst zur Bedeutungsübermittlung eingesetzt wird.

In der Grice'schen Bedeutungstheorie kommt der kommunikativen Intention eine selbstreferentielle Dimension zu. Die Äußerungsbedeutung wird nach Grice durch die im Adressaten erzielte Wirkung bedingt, wobei der Adressat deren Intendiertheit erkennen muss, was folgendermaßen formalisiert wird: „,[S] meant something by x' is (roughly) equivalent to ‚[S] intended the utterance of x to produce some effect in an audience by means of the recognition of this intention“ (Grice 1971, 58). Dieser Status der Intention und die damit verbundene Vernachlässigung der linguistischen Bedeutung zugunsten der (allgemein für das Inferenzmodell charakteristischen) kommunikativen (durch die Sprecherintention determinierten) Bedeutung in Grices Kommunikationstheorie erlauben nach Sperber und Wilson die Modellierung von Kommunikation als codeunabhängiges Handeln. Die Grice'sche Theorie lege, so Sperber und Wilson (1986, 25), nahe, dass Kommunikation möglich sei „even in the absence of a code“.

Grices weitgehende Gleichsetzung von (Sprecher-)Intention und (Äußerungs-)Bedeutung, die in der Relevanztheorie eine Radikalisierung erfährt (vgl. Meyer et al. 2002, 140), wird von Searle in *Speech Acts* aufgegriffen und dahingehend abgeändert, dass die Bedeutung einer Äußerung nicht nur an der Intention des Sprechers, sondern auch an der Konvention (der Sprache) festgemacht wird: „Die Bedeutung übersteigt die Intention, sie ist zumindest manchmal auch eine Sache der Konvention“ (Searle 1971, 71). In Searles Replik auf Derridas Austin-Lektüre (Searle 1977, 202) wird hingegen diese Modifikation ansatzweise wieder zurückgenommen. Das Verstehen einer Äußerung besteht nach Searle nunmehr primär in der Identifikation der Äußerungsabsicht. Die verbale Äußerung wird (auch in der schriftlichen Kommunikation) als ideale Realisierung der Sprecherintention begriffen: „In serious literal speech the sentences are precisely the realizations of the intention“ (Searle 1977, 202).

Die hier konturierten sprechakttheoretischen Positionen mit ihrer Privilegierung der (Sprecher-)Intention als bedeutungskonstitutiven sowie produktions- und rezeptionsbestimmenden Faktor der Kommunikation scheinen nicht nur in der pragmatischen Narratologie, die dezidiert in der

Tradition der Sprechakttheorie Searles und Grices steht, sondern auch in allgemein narratologischen Modellen (vor allem der deutschen und anglo-amerikanischen Erzähltheorie) als Präsuppositionen der Theoriebildung zu fungieren. Insbesondere Varianten des in den 1970er Jahren entwickelten Kommunikationsmodells des Erzählens, das nicht nur in klassischen Ansätzen der Narratologie, sondern auch in postmodernen Versionen der Erzähltheorie (vgl. etwa O'Neill 1996) eine eminente Rolle spielt, scheinen auf die in der Pragmatik Searle'scher und Grice'scher Prägung vorherrschende Vorstellung von Kommunikation als kalkulierbare Übermittlung auktorialer Intention zu rekurrieren. Als paradigmatisch für eine derart kommunikationstheoretisch ausgerichtete Schematisierung des (literarischen) Erzählens kann das im deutschsprachigen Raum besonders einflussreiche „Kommunikationsmodell des Erzählwerks“ in der Konzeption von Cordula Kahrmann, Gunter Reiß und Manfred Schluchter gelten.

Die Produktion und Rezeption des narrativen Textes wird von Kahrmann et al. anhand eines aus fünf hierarchisch angeordneten Kommunikationsniveaus (N) bestehenden Modells formalisiert, das für jede Ebene eine Sender- sowie eine Empfängerinstanz der Kommunikation annimmt. Die auf der Ebene N4 situierte (selbst in die als N5 bezeichnete, übergeordnete Ebene des historischen Kontexts eingebettete) reale Kommunikationssituation ist konstitutiv für den Erzähltext, der „als sprachlich fixierte Manifestation des Autorbewußtseins und seiner Kommunikationsabsicht“ (Kahrmann et al. 1996, 49) definiert wird. Dabei wird nach Kahrmann et al. (1996, 50) die Intention des realen Autors über die fiktionalen Senderinstanzen der nächst höheren Ebenen (abstrakter Autor, fiktiver Erzähler, erzählte sendende Figur) sowie deren Empfängerkorrelate (abstrakter Adressat, fiktiver Adressat, erzählte empfangende Figur) zum Ausdruck gebracht. Während zwar der abstrakte Autor als „das theoretische Konstrukt der dem Text impliziten Intention des realen Autors“ und der fiktive Erzähler als potentiell explizite Konkretisierung der Autorintention bestimmt werden, sind, wie Kahrmann et al. betonen, grundsätzlich die gesamte fiktionale Redesituation und ihre Kommunikationsniveaus (N1-N3) als vom Autorbewusstsein und seiner Kommunikationsabsicht abhängig zu denken. Das diesem Modell immanente Konzept von Kommunikation als Transmission auktorialer Intention erlaubt es, die Textproduktion als „den sukzessiven Vollzug eines Entscheidungsprozesses durch den realen Au-

tor“ (Kahrman et al. 1996, 58) zu modellieren, als deren Konstanten die auf der Kommunikationsabsicht basierende Erzählkonzeption und der intendierte Leser verstanden werden (vgl. Kahrman et al. 1996, 58). Die anhand des Modells konzipierte Textrezeption lässt sich als Rekonstruktion der im Text implizit manifesten Autorintention verstehen, wobei die ideale Rezeption mit der Intention des Autors konvergiert (vgl. Kahrman et al. 1996, 59).

Die pragmalinguistische und kommunikationstheoretische Ausrichtung narratologischer Ansätze, wie sie hier andeutungsweise skizziert wurde, ist im wissenschaftshistorischen Kontext der primär werkimmanent oder strukturalistisch verfahrenen Literaturwissenschaft der 1950er und 1960er Jahre als Versuch einer Rehabilitierung der in dieser Tradition weitgehend ausgeblendeten Instanzen des Autors, des Rezipienten sowie des Kontextes literarischer Kommunikation zu bewerten. Pratts für die pragmatische Narratologie wegbereitende Studie etwa gründet in dem Bemühen, die von den Russischen Formalisten etablierte Dichotomie zwischen poetischer und nicht-poetischer Sprache unter Rückgriff auf Positionen der *Ordinary Language Philosophy* zu korrigieren. Im Gegensatz zu der von den Formalisten bzw. Strukturalisten vertretenen Konzeption einer durch intrinsische Merkmale von der Alltagssprache radikal verschiedenen Sprache der Literatur wird eine nicht-essentialistische Konzeption von Literatur propagiert, in der diese nicht länger in Abgrenzung zur Alltagssprache, sondern als eine ihrer Erscheinungsformen bestimmt wird (Pratt 1977, 3-37). Damit verbunden ist die Situierung des literarischen Textes in einem Handlungszusammenhang, der in Analogie zur narrativen Alltagspraxis (als persönliche Rede) modelliert wird – literarische Kommunikation funktioniert, so die nahezu allen (literatur-)pragmatischen Ansätzen gemeinsame Grundthese, nicht grundsätzlich anders als Alltagskommunikation, weshalb sie wie diese mit dem Analyseinstrumentarium der pragmatischen Linguistik beschrieben werden kann (dazu auch Strasen 2002, 187).

Die Präsuppositionen, die dem kommunikationsanalytischen Inventar der pragmatischen Narratologie inhärent sind, erscheinen allerdings vor dem Hintergrund literaturtheoretischer und sprachphilosophischer Reflexionen (nicht nur poststrukturalistischer Provenienz) als problematisch. In seiner zweckrationalen Grundlegung scheint sich das von Grice etablierte Kommunikationsmodell bereits a priori für die Analyse literarischer

Sprachhandlungen als unangemessen zu erweisen. Grices Konversationsmaxime der Modalität etwa impliziert Forderungen nach der Vermeidung von Polysemie und Opazität (in den Worten Grices: „Mehrdeutigkeit“ und „Dunkelheit des Ausdrucks“) (Grice 1993, 250). Zumal aber gerade „Komplexität“ oder „Verrätselung“, wie etwa in der Typologie axiologischer Werte von Heydebrand und Winko (1996, 114), als (wenn auch historisch spezifische) definatorische Merkmale von Literarizität zu verstehen sind, erscheint die Grice'sche Maxime eine (direkte oder indirekte) Applikation auf literarische Sprachhandlungen grundsätzlich auszuschließen.

Die (in einer Radikalisierung der dem Inferenzmodell immanenten Grundannahmen) von Sperber und Wilson anvisierte Möglichkeit einer Kommunikation „in Abwesenheit eines Codes“ erscheint nicht nur in der Perspektive zeichentheoretischer Ansätze als inkompatibel mit literatur- bzw. erzähltheoretischen Erkenntnisinteressen. Eine derartige Abstraktion von der sprachlichen Bedingtheit von Bedeutung, wie sie in der Grice'schen Konzeption einer zeichenunabhängigen Intention angelegt ist, scheint in letzter Konsequenz in der Annullierung des literaturwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes selbst zu kulminieren.

Neben dem Kooperations- bzw. Relevanzprinzip, das darauf abzielt, im Dienste der Effizienz die Kontingenz und Ambiguität des Sprechhandelns systematisch auszuschließen, dieses zu regulieren und kalkulieren, ist es insbesondere die intentionalistische Konzeption von Bedeutung, wodurch die oben genannten Ansätze als problematisch gerade auch für die Analyse literarischer Kommunikation erscheinen. In seiner Austin-Lektüre sowie seiner Searle-Replik, in *Signatur Ereignis Kontext* und *Limited Inc a b c...*, zeigt Jacques Derrida bekanntlich die Abwesenheit der Intention als Bedingung von Sprechakten auf. Im Zusammenhang mit der Entfaltung seines Konzepts der Schrift vollzieht Derrida (1988, 299) den „Bruch mit dem Horizont der Kommunikation als Kommunikation von Bewußtsein oder von Anwesenheiten und als linguistische oder semantische Übermittlung des Meinens“. Eine ‚graphematische‘ Konzeption von Kommunikation auf Grundlage des Derrida'schen Schriftbegriffs impliziert eine Absage an die der pragmatischen Sprachkonzeption immanente Vorstellung von Kommunikation als Vehikel eines durch die Intention eines selbstbewussten Sprechers verbürgten Sinns: „Als Schrift ist die Kommunikation,

legt man Wert darauf, dieses Wort beizubehalten, nicht das Beförderungsmittel von Sinn, der Austausch von Intention und Meinen, der Diskurs und die ‚Kommunikation der Bewußtseine‘“ (1988, 313). Dabei ist es nach Derrida (2001, 96f.) in erster Linie die für das Zeichen (*marque*) konstitutive Struktur der Iterabilität – dessen irreduzible Differenz in der Wiederholung –, die „die Intention [...] spaltet oder in einen Abstand rückt, sie daran hindert, voll selbstpräsent zu sein, in der Aktualität ihrer Absicht oder eines Sagen-Wollens“.

Die reduktionistischen Implikationen der Konzeption eines bedeutungskonstitutiven Meinens für eine Theorie der literarischen Kommunikation wurden indirekt bereits in Ansätzen der werkimmanenten Literaturtheorie kritisiert. Bereits 1946 haben Wimsatt und Beardsley die Annahme, dass die Intention des Autorsubjekts als Maßstab der Rezeption und der Bewertung von Literatur fungieren könne, als Fehlschluss ausgewiesen. Ohne die Bedeutung der Intention für die Anlage des literarischen Textes durch den empirischen Autor grundsätzlich zu verneinen, wird von ihnen die Möglichkeit, aber auch die Angemessenheit, auf die auktoriale Intention im literaturwissenschaftlichen Interpretationsprozess zurückzugreifen, in Abrede gestellt (Wimsatt et al. 2000, 85f.).

Wenn die (Literatur-)Pragmatik durch ihr Festhalten an einem radikalen bzw. starken Intentionalismus-Begriff in gewisser Weise hinter den Einsichten der werkimmanenten bzw. strukturalistischen Literaturtheorie zurückbleibt, dann erscheint ihre Tendenz zur Idealisierung, zur Formalisierung und Regulierung des Rezeptionsaktes gerade als eine Fortführung strukturalistischer Praktiken. Bereits ein flüchtiger Blick auf die heuristischen Modelle pragmalinguistisch ausgerichteter Literaturwissenschaft suggeriert, dass die Methoden, wie sie am Strukturalismus durch die Literaturpragmatik kritisiert wurden, von dieser selbst übernommen und lediglich auf ein anderes Untersuchungsobjekt übertragen wurden. Galten die wissenschaftlichen Bemühungen des Strukturalismus dem Text, so ist es in der pragmatischen Literaturtheorie nun dessen Rezeption, die es – mitunter auch durch Rückgriff auf Positionen der empirischen Literaturwissenschaft und der Kognitionswissenschaft – szientistisch zu organisieren gilt. Dadurch scheint ironischerweise gerade das Potential, das die Orientierung der pragmatischen Literaturtheorie an Positionen der *Ordinary Language Philosophy* implizieren könnte, verloren zu gehen. Die programmatische

Hinwendung zur Alltagssprache im Dienste der Wissenschaft bewirkte, so ließe sich konstatieren, realiter eine Verwissenschaftlichung der Alltagssprache und des durch sie bzw. mit ihr vollzogenen Handelns.

Zu einem performativitätstheoretisch erweiterten Modell narrativer Kommunikation

Nach dieser kursorischen Darstellung von Prämissen und Methoden der pragmatischen Narratologie soll dieser nun als mögliche Alternative eine performativitätstheoretisch perspektivierte Narratologie gegenübergestellt werden, indem auf Basis des von Austin eingeführten Theorems des Performativs und in Rekurs auf dessen Erweiterungen in der rezenten sprachphilosophischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung eine spezifische Modifikation des klassischen Kommunikationsmodells – als mögliche Grundlage einer performativen Narratologie – vorgeschlagen werden soll.

In ihrem Versuch aufzuzeigen, dass – entgegen der Meinung Austins und seiner sprachanalytischen und universalpragmatischen Nachfolger – das Performative und das Illokutionäre nicht in einem Ersetzungsverhältnis zueinander stehen, präpariert Sybille Krämer (2001, 142ff.) spezifische Merkmale ursprünglicher Performativa – ritueller Sprechakte, wie etwa Vermählen, Vermachen, Verurteilen, Taufen – heraus. Dabei werden Eigenschaften und Wirkungsweisen des Performativs sichtbar, die der klassischen Konzeption von Kommunikation als eine auf Kooperation der Sender- und Empfängerinstanz beruhende (transparente) Übermittlung auktorialer Intentionen, wie sie auch dem oben konturierten Kommunikationsmodell immanent ist, weitgehend widersprechen. Die Berücksichtigung der von Krämer am ursprünglichen Performativ aufgezeigten spezifischen Merkmale im Kontext literarischen Erzählens kann, wie hier argumentiert werden soll, Ansatzpunkte für eine Rekonzeptualisierung des klassischen narratologischen Kommunikationsmodells bieten. Die Übertragung der sich am ursprünglichen Performativ abzeichnenden Kommunikationsstruktur auf das Handlungssystem der Literatur erscheint dabei auch insofern geboten, als literarische Äußerungen, wie unter anderen Jonathan Culler (2000, 506) hervorhebt, als Formen performativen Sprechens verstanden werden können. Wie für performative Äußerungen sind für literarische die logisch-semantischen Wahrheitsbedingungen ohne Relevanz –

performative bzw. literarische Äußerungen sind weder wahr noch falsch –, und für beide gilt, dass sie sich nicht auf gegebene Tatsachen beziehen, sondern diese (durch das/im Ausführen der Äußerung) erst herstellen.

Wie Austin (1975, 87) bereits in seinem 1946 erschienenen Aufsatz *Other Minds* argumentiert, bedeutet die „Äußerung offenkundig ritueller Ausdrücke [...] nicht, daß man die vollzogene Handlung *beschreibt*, sondern dass man sie *ausführt*“. In *How to do Things with Words* definiert der Begriff des Performativen bekanntlich Sprechhandlungen, „in denen etwas *sagen* etwas *tun* heißt; in denen wir etwas tun, *dadurch daß* wir etwas sagen oder *indem* wir etwas sagen“ (Austin 2002, 35). Die ursprünglichen Performativa repräsentieren keine Tatsachen einer außersprachlichen Welt, sondern stellen diese sprachlich – in der/durch die Ausführung einer Äußerung – her. Die sprachlichen Zeichen einer performativen Äußerung haben weniger eine (hetero-)referentielle denn eine wirklichkeitskonstituierende Funktion. Das Performativ, so Derrida (1988, 305) in seiner Austin-Lektüre, „beschreibt nicht etwas, das außerhalb der Sprache oder vor ihr existiert. Es produziert oder verwandelt eine Situation, es wirkt.“

An den spezifischen Erscheinungs- und Wirkungsweisen ursprünglicher Performativa zeigt sich nach Krämer nun, dass sich diese weniger als dialogische denn als gleichsam dramatische Rede begreifen lassen: „Die ursprünglichen Performativa sind „weniger an der Urszene dialogischer Wechselrede orientiert als an einer Aufführung“ (Krämer 2001, 143). Durch die ursprünglichen Performativa wird keine Beziehung zwischen den Gesprächspartnern gestiftet, die eine reziproke Verpflichtung einschließen würde: „Im ursprünglichen Performativ dient die Sprache als Medium der Suspendierung von Dialog und Verständnis“ (Krämer 2001, 145). Als primärer Adressat der rituellen Äußerung erweist sich nach Krämer auch nicht das Individuum (wie es in der universalpragmatischen Konzeption von Kommunikation als Empfänger hypostasiert wird), sondern das gesellschaftliche Kollektiv, das – vertreten durch das Auditorium, vor dem eine rituelle Sprechhandlung vollzogen wird – im weitesten Sinn auch als Urheber der im zeremoniellen Akt verbalisierten Äußerungen verstanden werden kann. Denn die Wirkmächtigkeit der im institutionellen Sprachgebrauch artikulierten Formeln ist durch soziale Konventionen festgelegt, ihre performative Kraft beziehen sie aus der Tradition vorangegangener überpersönlicher (Sprach-)Praktiken. Deren Wiederholbarkeit und

nicht die individuelle Intention des Sprechers determinieren deren Bedeutung. Der Sprechakt des Verheiratens etwa gelingt, wenn die entsprechende Formel (vor den zum Verfahren der Eheschließung zugelassenen Personen und von der zum Vollzug dieses Sprechakts autorisierten Instanz) artikuliert wird, unabhängig von den mentalen Dispositionen des Sprechers. Dessen Autorität konstituiert sich, wie Krämer (2002, 335) unter Referenz auf Judith Butler andeutet, durch das Zitieren der Norm, ist also Folge und nicht Voraussetzung seines Sprechens: „Die Kraft des Performativs speist sich nicht aus den Intentionen und dem Willen des sprechenden Individuums als dem originären und persönlichen Ursprung der Äußerung, sondern wurzelt in der ‚sedimentierten Wiederholbarkeit‘, die in jeder performativen Äußerung am Werk ist“ (Krämer 2001, 144). Durch diese den individuellen Sprechakt ermöglichende und gleichzeitig über ihn hinausgehende Zitatförmigkeit sprachlicher Handlung (deren Iterabilität im Sinne Derridas) wird, wie Butler (2006, 30) aufzeigt, (je)der Sprechakt auf den ihn konstituierenden Nexus sprachlicher Äußerungen hin geöffnet.

Unter Berücksichtigung dieser Erscheinungs- und Wirkungsweisen des ursprünglichen Performativs in der Revision des klassischen Kommunikationsmodells wäre dessen Dynamik zunächst weniger nach dem Modell einer privaten „working cooperation“ (Mey 2000, 12) zwischen personalem Autor und individuellem Leser denn nach dem Modell eines performativen, das heißt immer (auch) an eine Öffentlichkeit gerichteten, (Sprech-)Akts zu entwerfen. Die Konzeptualisierung des gesellschaftlichen Kollektivs als (empirischen) Adressaten literarischer Kommunikation würde es u.a. auch erlauben, die in der Wissenschaftsgeschichte der Narratologie tendenziell verdrängte Geschichte des literarischen Erzählens als ursprünglich orale, an eine Öffentlichkeit gerichtete Praxis in der narratologischen Theoriebildung (wieder) stärker zu profilieren. Das in Ansätzen der pragmatischen Narratologie vorausgesetzte Kooperationsprinzip bzw. dessen kognitionstheoretisches Komplement, das Relevanzprinzip, ließe sich im Zusammenhang mit der an der sprachanalytischen und universalpragmatischen Rezeption Austins erkennbaren Rationalisierung und Idealisierung, wie sie unter anderem Krämer aufzeigt, nicht nur als Ergebnis einer (kognitionswissenschaftlichen) Komplexitätsreduktion, sondern auch einer (womöglich unzulässigen) Abbildung der Kommunikationsbedingungen narrativer Alltagspraxis auf literarische Narration verstehen. Das

auf zwei empirische Aktanten ausgerichtete Kommunikationsmodell als Grundannahme narratologischer Theoriebildung könnte unter dieser Perspektive zudem wissenschaftskritisch in seiner epistemologischen, kultur- und medienhistorischen Bedingtheit hinterfragt werden, mitunter als Produkt medientechnologisch induzierter Privatisierung literarischen Erzählens und seiner Rezeption.

Die performativitätstheoretische Rekonzeptualisierung der text-internen Instanzen narrativer Kommunikation (im Modell Kahrmanns et al. der fiktive Erzähler und der fiktive Adressat) und ihres Kommunikats (des Erzählten) kann sich, wie im Folgenden gezeigt werden soll, am Verfahren der narrativen Metalepse orientieren, die als „performatives Erzählen“ (Häsner 2001, 20) Narration als Performanz (selbstreferentiell) inszeniert und mithin die Implikationen einer Konzeption von Narrativität als Performativität paradigmatisch zu veranschaulichen imstande ist. Bei der Metalepse handelt es sich nach Genette (1998, 168f.) um eine (erzähllogisch als widerrechtlich verstandene) Überschreitung einer „Grenze zwischen zwei Welten: zwischen der, in der man erzählt, und der, von der erzählt wird“. Als charakteristisch für die Metalepse erweist sich also, dass sie die (sie bedingende) pragmatische Ebenenhierarchie, wie sie die Architektur des klassischen Kommunikationsmodells vorsieht, im Akt der Narration gerade nicht respektiert, sondern performativ unterminiert. Eine besonders augenfällige Form der metaleptischen Transgression liegt etwa dann vor, wenn die Figuren einer Geschichte sich an ihren Erzähler wenden, wenn Konstituenten der erzählten Welt, des intradiegetischen Universums, in die sie konstituierende extradiegetische Dimension (des Erzählaktes) eingreifen. Als prominentes Beispiel für diese Form der Metalepse, das u.a. Wolf (1993, 360) anführt, kann etwa die Anrede Molly Blooms an ihren Erzähler bzw. Autor gelten. In ihrem Schlussmonolog findet sich folgende Apostrophe (Joyce 1961, 769): „O Jamesy let me up out of this“. Genette (1998, 168) verweist als Beispiel für Metalepsen unter anderen auch auf *Tristram Shandy*, dessen Erzähler den Leser etwa auffordert, doch bitte die Tür zu schließen oder Mister Shandy ins Bett zu bringen.

Der Vollzug dieser narrativen Sprachhandlungen beschreibt kein Geschehen, sondern stellt dieses her. Die dabei geäußerten Worte beziehen sich nicht primär auf das Erzählte, sondern auf das Erzählen, das mit diesem Akt des Erzählens auch als solches zur Aufführung gebracht, selbstre-

ferentiell inszeniert wird und wirklichkeitskonstituierende Effekte entfaltet. In dem Zitat aus Joyces *Ulysses* wird der Erzähler gleichsam vor den Augen des Lesers ins Leben gerufen. Das Verfahren der Metalepse inauguriert den Erzähler, der in dem/durch den Akt des Erzählens als dessen Subjekt konstituiert wird. Auch als Appell des Erzählers an den Leser generiert die Metalepse das Objekt ihrer Referenz. Der Leser entsteht in der/durch die Anrede des Erzählers, der diesen – gleichsam appellatorisch – hervorbringt. Die mediale Bedingtheit von Kommunikat, Sender und Empfänger wird offenbar. Es gibt diese drei Konstituenten der Kommunikation (in ihrer spezifischen Form) nur aufgrund des Mediums der Sprache, in dem und durch das sie sich realisieren.

Eine an der Metalepse beobachtbare Eigenschaft besteht in den Worten Genettes (1998, 169) in der „inakzeptablen und doch so schwer abweisbaren Hypothese, wonach das Extradiegetische vielleicht immer schon diegetisch ist und der Erzähler und seine narrativen Adressaten, d.h. Sie und ich, vielleicht auch noch zu irgendeiner Erzählung gehören“. Was sich ereignet, wenn die Metalepse wirkt, scheint so etwas zu sein wie ein Schwindel, vergleichbar dem, was Austin (2002, 46) bemerkt, wenn er in seiner Vorlesung von „schlüpfrige[n] Kufen“ spricht, die die metaphysischen Füße zum Rutschen bringen. Wie Shoshana Felman (2003, 44) argumentiert, ist es dieser Verlust des Bodenkontakts, worin die „Performanz“ des Performativen besteht: „[T]he very performance of the performative consists precisely in performing the loss of footing: it is the performing of the *loss of the ground*.“

Die durch die Metalepse bzw. das Performativ evozierte Impression eines „Bodenverlusts“ lässt sich sprachphilosophisch auf die Inszenierung des Zusammenbruchs der dem Konzept der Repräsentation immanenten Differenz von Zeichen und Bezeichnetem zurückführen. Wie Krämer aufzeigt, bringt das Austin'sche Theorem des Performativs das „Zwei-Welten-Modell der Sprachlichkeit“ (Krämer 2001, 95), wonach „ein Satz das, was er *beschreibt*, nicht zugleich auch *ist*“ (Krämer 2001, 138), zum Kollabieren. Anstelle der Nicht-Identität von Wort und Sache wird die „magische Ineinssetzung von Zeichen und Bezeichnetem“ (Krämer 2002, 323) zur Aus- bzw. Aufführung gebracht. Die metaleptische Destabilisierung ontologischer Ordnungen, wie sie sich insbesondere durch jene Komplexionsformen der Metalepse konkretisiert, die mit Wolf (1993, 372) als paradoxe

„Möbiusband-Erzählungen“ bezeichnet werden können und in der bildenden Kunst eine Entsprechung etwa in M. C. Eschers berühmten Lithographien „Zeichnen“ (1948) oder „Bildgalerie“ (1956) finden, scheint ihre irritierenden Effekte ebenfalls aus der für sie kennzeichnenden Außer-Kraft-Setzung der Logik der Repräsentation zu beziehen. Damit tritt das Zeichen als Sache an sich, in seiner Materialität, in Erscheinung und verweist auf die unhintergehbare Kontingenz der Medialität von Kommunikation.

Die Berücksichtigung dieser an der Metalepse konturierten Performativität des Narrativen würde mithin ein Kommunikationsmodell implizieren, in dem das Erzählte nicht länger primär als Ergebnis intentionaler Bedeutungskonstitution gedacht wird, sondern als Resultat einer (medial spezifischen) narrativen Praxis, die das Erzählte sowie dessen (textimmanente) Produktions- und Rezeptionsinstanzen (durch den/in dem Akt des Erzählens) performativ hervorbringt. Ein derartiges Modell, wie es unter Rekurs auf die Erscheinungs- und Wirkungsweisen des ursprünglichen Performativs gewonnen werden kann, negiert die ideale Vorstellung von einem dem Erzählen vorgängigen oder von ihm unabhängigen Erzählten, das nicht vom Erzählen und dem Medium, in dem es erfolgt, affiziert wird – eine der zentralen Präsuppositionen der klassischen Narratologie und ihrer Modelle –, und eröffnet einen Zugang, der eine immer schon materialisierte, medial inkarnierte Geschichte als Gegenstand der Untersuchung voraussetzt. Durch die spezifische Modellierung dieser radikalen Abhängigkeit des Erzählten und seiner Instanzen vom Erzählen, wie sie oben ansatzweise vorgeschlagen wurde, scheinen die spezifische Performativität bzw. Medialität des Erzählens und seine Kontingenz narratologisch fassbar zu werden.

Resümee

Ausgangspunkt der hier formulierten Überlegungen zu einer performativen Narratologie bildeten die an Ansätzen der pragmalinguistisch fundierten Narratologie ausgemachten kommunikationstheoretischen Grundannahmen, in denen narrative Kommunikation als tendenziell zweckrationaler, intentional gesteuerter, regelgeleiteter Prozess mit kalkulierbaren Folgen verstanden und dementsprechend modelliert wird. Insbesondere die in der pragmatisch orientierten Literatur- und Erzählwissenschaft favorisierte Kon-

zeption von Kommunikation als durch das Prinzip der Kooperation bzw. Relevanz strukturierte Transmission und teleologische Rekonstruktion intentionaler Bedeutung in den Theorien von Grice sowie von Sperber und Wilson wurde als partiell inkompatibel mit den Funktions- und Wirkungsweisen literarischer Sprachhandlungen herausgestellt. Demgegenüber wurde das von Austin implementierte Theorem des Performativs in seiner Weiterentwicklung durch Positionen der zeitgenössischen Performativitätstheorie als theoretische Grundlage für eine Revision erzähltheoretischer Ansätze vorgeschlagen. Die Berücksichtigung der sich am ursprünglichen Performativ abzeichnenden Merkmale des Sprechhandelns, wie sie unter anderen von Krämer akzentuiert wurden, ließ eine Rekonzeptualisierung des klassischen narratologischen Kommunikationsmodells geboten erscheinen, welche in Analogie zu den Erscheinungs- und Wirkungsweisen des Performativs vom gesellschaftlichen Kollektiv als (empirischen) Adressaten literarischer Kommunikation ausgeht. Die textinternen Instanzen literarischer Kommunikation wurden am Beispiel des narrativen Verfahrens der Metalepse rekonfiguriert. Die an der Metalepse als performativer Inszenierung des Erzählens beobachtbaren Bedingungen narrativer Kommunikation und ihrer Instanzen legten es nahe, das der klassischen Narratologie immanente Konzept einer prä- bzw. außerdiskursiven Sprecher- und Empfängerinstanz zu revidieren und die konstitutive Funktion des Erzählens für das Subjekt des Erzählens und seinen (fiktiven) Adressaten herauszustellen. Sender- und Empfängerinstanz wären demnach als heteronome Aussagesubjekte zu denken, die sich in dem/durch das Erzählen konstituieren, verändern und nicht unabhängig von diesem existieren. Die Konvergenz von Zeichen und Bezeichnetem, wie sie die Metalepse als selbstreferentielle Aufführung von Narration (als Performanz) präsentiert, motivierte außerdem dazu, (in Anschluss an Krämer) die Performativität des Narrativen als Medialität zu reflektieren und deren entsprechende Konzeptualisierung in einem revidierten Modell narrativer Kommunikation einzufordern. Eine derartige Modellierung narrativer Kommunikation, die als Grundlage einer performativen Narratologie das klassische narratologische Modell ansatzweise komplementieren könnte, scheint der spezifischen Performativität und Medialität des Narrativen Rechnung tragen zu können.

Literatur

- Austin, John L. 1975: „Fremdseelisches“. In: *Wort und Bedeutung. Philosophische Aufsätze* (Taschenbücher der Wissenschaft Linguistik 1433). München: List, 55-102.
- Austin, John L. 2002: *Zur Theorie der Sprechakte (How to do Things with Words)* (Reclams Universal-Bibliothek 9396). Stuttgart: Reclam.
- Butler, Judith (2006): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen* (Edition Suhrkamp 2414). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Culler, Jonathan 2000: „Philosophy and Literature: The Fortunes of the Performative“. *Poetics Today* 21(3), 503-519.
- Derrida, Jacques 1988: „Signatur Ereignis Kontext“. In: *Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen, 291-362.
- Derrida, Jacques 2001: „Limited Inc a b c...“. In: *Limited Inc*. Wien: Passagen, 53-168.
- Felman, Shoshana 2003: *The Scandal of the Speaking Body. Don Juan with J. L. Austin, or Seduction in Two Languages*. Stanford: Stanford University Press.
- Genette, Gérard ²1998: *Die Erzählung*. München: Fink.
- Grice, H. Paul 1971: „Meaning“. In: Steinberg, Danny D. / Jakobovits, Leon A. (Hg.): *Semantics. An interdisciplinary reader in philosophy, linguistics and psychology*. Cambridge: Cambridge University Press, 53-59.
- Grice, H. Paul 1993: „Logik und Konversation“. In: Meggle, Georg (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1083). Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 243-265.
- Häsner, Bernd 2001: *Metalepsen: Zur Genese, Systematik und Funktion transgressiver Erzählweisen*, Univ.-Diss. Freie Universität Berlin. Internet-Ressource: http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000001782 (2010/03/17).
- Heydebrand, Renate von / Winko, Simone 1996: *Einführung in die Wertung von Literatur. Systematik – Geschichte – Legitimation* (Uni-Taschenbücher 1953). Paderborn et al.: Schöningh.
- Joyce, James 1961: *Ulysses*. New York: Random House.
- Kahrmann, Cordula / Reiß, Gunter / Schluchter Manfred ⁴1996: *Erzähltextanalyse. Eine Einführung mit Studien- und Übungstexten*. Königstein/Ts.: Beltz Athenäum.
- Kearns, Michael 1999: *Rhetorical Narratology*. Lincoln et al.: University of Nebraska Press.
- Krämer, Sybille 2001: *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1521). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Krämer, Sybille 2002: „Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“. In: Wirth, Uwe (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1575). Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 323-346.

Mey, Jacob L. 2000: *When Voices Clash: A Study in Literary Pragmatics*. Berlin: de Gruyter.

Meyer, Paul Georg et al. 2002: *Synchronic English Linguistics. An Introduction*. Tübingen: Narr.

O'Neill, Patrick 1996: *Fictions of Discourse. Reading Narrative Theory*. Toronto et al.: University of Toronto Press.

Pilkington, Adrian 2000: *Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective* (Pragmatics & Beyond 75). Amsterdam: Benjamins.

Pratt, Mary Louise 1977: *Toward a speech act theory of literary discourse*. Bloomington: Indiana University Press.

Searle, John R. 1971: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Searle, John R. 1977: „Reiterating the Differences: A Reply to Derrida“. *Glyph* 1, 198-208.

Sperber, Dan / Wilson, Deirdre 1986: *Relevance. Communication and Cognition*. Oxford: Blackwell.

Strasen, Sven 2002: „Wie Erzählungen bedeuten: Pragmatische Narratologie“. In: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera (Hg.): *Neue Ansätze in der Erzähltheorie* (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium 4). Trier: WVT, 185-218.

Wimsatt, William K. / Beardsley, Monroe C. 2000: „Der intentionale Fehlschluss“. In: Fotis Jannidis et al. (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft* (Reclam Universal-Bibliothek 18058). Stuttgart: Reclam, 84-101.

Wolf, Werner 1993: *Ästhetische Illusion und Illusionsdurchbrechung in der Erzählkunst. Theorie und Geschichte mit Schwerpunkt auf englischem illusionszerstörenden Erzählen* (Buchreihe der Anglia 32). Tübingen: Niemeyer.